

In Memoriam Silvia Glaßl.

Silvia Glaßl wurde am 27.12.1956 als einzige Tochter des Schönbacher Kunstmalers Helmut Glaßl und seiner Frau Hanni, geb. Buchner, in Erlangen geboren. Sie war von Geburt an ein schwer körperbehindertes, geistig jedoch hochbegabtes Kind.

Von den Egerlandtreuen Eltern in der heimatlichen Mundart bis in die vergessendsten Ausdrücke bestens unterrichtet, schrieb sie sehr originelle mundartliche Dichtungen, die bereits verschiedentlich Veröffentlichung und Aufnahme in Anthologien erfahren haben, auch in der „Egerer Zeitung“. So war Silvia Glaßl nicht nur eine hoffnungsvolle Nachwuchs-Autorin der Egerländer Mundartdichtung, sondern auch die schriftdeutsche Lyrik und Prosa betreffend, eine Hoffnung für das gesamtdeutsche Schrifttum.

Auffallende Begabung zeigte sie in ihren feinen Bleistiftzeichnungen. Mit wenigen Strichen konnte sie Leben und Tiefe in ihre Darstellungen bringe, die den Betrachter in Erstaunen versetzten. Ihre schwere Krankheit, die Kraftlosigkeit ihrer Muskeln und Glieder so auch ihrer Hände, hinderten sie daran, sich in anderen Techniken der Malerei zu versuchen.

Silvia Glaßl, von ihren gütigen, opferfähigen Eltern einzigartig und vorbildlich gepflegt und betreut – ärztlich gesehen war ihr ein viel geringeres Lebensalter zugemessen – starb an ihrem schweren Leiden am 28.7.1978 22-jährig in ihrem schönen Elternhaus in der Geigenbauersiedlung in Bubenreuth. Sie liegt in einem wahrhaftig von Liebe sprechenden Grab auf dem dortigen Waldfriedhof begraben.

Ehre ihrem Andenken.

Schmetterling unseres Herzens
Fliegst ein und fliegst aus
bist von uns fortgegangen
und bleibst doch zu Haus.
Lebst in allen Räumen,
in Blumen und Wind,
wohnst in unseren Träumen
unsterbliches Kind.
Streichelnd gibst du dein Nahsein
uns oftmals bekannt.
Fürsorgend nimmst du und leise
uns gern bei der Hand.
Wir sind jetzt bei dir geborgen
wie niemals zuvor.
All unseren Alltagsorgen
neigst du dein Ohr.
Einst durften wir dich schützen
und hegen wir einen Schatz,
nun willst du's dankend nützen,
ergreifst für uns den Platz.
Du bist jetzt ganz vollendet,
in allem, aus dem du gingst.
Gott hat von dir gewendet,
dass du noch weiter ringst.
Droben bei den Sternen,
dort, wo die Engel stehn,
geschiehts, trotz aller Fernen,
dass wir dich lächeln sehn ...

Den gütigen und vorbildlichen Eltern, Hanni und Helmut Glaßl herzlichst gewidmet
Margarete Pschorn.

Unsere Toten

Sie kommen, wann immer sie wollen.
Es trennt sie nicht Tür, noch Tor.
Sie dringen mit Stimmen, mit vollen,
mit leisen an unser Ohr.

Sie fragen nach unserer Liebe
Und wandeln durch unser Haus.
Sie wollen, dass alles so bliebe,
ehvor sie gingen hinaus.

Sie hüten in Nächten die Stille
Und künden ein gut' Gebot.
Es sage auch uns Gottes Wille:
Sie leben, sie sind nicht tot!

Margarete Pschorn.

Waltraud Schülle
Landeskulturwartin Hessen
Am Richtsberg 1
35039 Marburg, Ruf 06421/51578

Einlage zur Kulturmappe
Teil IV / 29 a

Marburg, im Oktober 1995

Gedenken an Silvia Glaßl

Hoffnung

As Le(b)m is grad wöi d Fosnatzeit!
Ma(n is a Nârr füar âlle Leit,
u füar sich selwa aa – ,s is gwiß –
bis daa(ß) as Le(b)m gânz z End brâcht is.

A Âschamittwa is da Tâud.
Dear bringt oin zâiascht ârgh in Nâut,
doch schließlich siaht ma(n âffa aa(n:
ös koa neat âllwaal Fosnat sa(n.

U wo(s aaf Ear(d)n dâu d Âustazeit,
dös is in Jenseits d Seligkeit.
Nâu(ch Kummer, Soargn u Ângst dane(b)m
Erwacht ma(n z'letzt zan ewinga Le(b)m.

Silvia Glaßl, Bubenreuth

Dieses Gedicht habe ich an den Anfang unseres Gedenkens an die junge Heimatdichterin gestellt.

Wer war Silvia Glaßl werden viele jetzt fragen. In seinem Nachruf beschreibt der Egerländer Mundartdichter Gerald Deistler ihr kurzes und doch so erfülltes Leben.

Am 27. Dezember 1956 erblickte Silvia Glaßl in Erlangen das Licht der Welt. Damals in dieser freudigen Stunde ihrer Geburt ahnte wohl niemand, was für ein schwerer, mühseliger Leidensweg der kleinen Silvia bevorsteht. Von einer bis heute für die medizinische Wissenschaft unheilbaren Krankheit befallen, war ihr Leben eine endlose Kette von Entsagen, Hilflosigkeit, zermürender Schmerzen physischer und seelischer Natur. Durch ein beispielhaftes Streben und Ringen nach Erkenntnis, nach geistigem Licht, hat sich Silvia Glaßl während der Jahre ein umfangreiches Wissen angeeignet, das sie von Tag zu Tag in geduldvoller Mühe zu erweitern bestrebt war. Aus diesem

Rückhalt, aus ihrer ausgeprägten Vorstellungskraft und ihrem fein abgestimmten Einfühlungsvermögen reifte in Silvia das Talent und die Gabe, ihre reiche Gedankenwelt in aussagekräftige Worte zu kleiden, um mit Hilfe des gedruckten Wortes in die Mitmenschen kreativ einzudringen, dem Landsmann zur Freude, aber auch zum Nachdenken verhelfend. Wer es nicht selbst erlebt und gesehen hat, mit welchen Beschwerlichkeiten, bedingt durch ihre schwere Krankheit, Silvia Glaßl während der Ausarbeitung von Manuskripten zu kämpfen hatte, kann kaum ermessen, was für unsagbare Geduld, Ausdauer und Überwindung erforderlich war. Das Sitzen bereitete ihr Schmerzen; aber auch im Liegen war sie selten schmerzfrei, nur um in zäher Kleinarbeit ein paar Zeilen mittels eines Filzstiftes aufzuschreiben. Andere Schreibgeräte konnte Silvia nicht benutzen, da, so unglaublich es für Außenstehende klingen mag, ihre schwachen Muskelkräfte dazu nicht ausreichten.

Breitgefächert war ihr Themenkreis, sie schrieb in einer offeneren, betont volkstümlichen Art, skizzierte in gekonnter Wortwahl die unscheinbaren Ereignisse des Alltags zu bildhaften *Genren*, führte mit feinfühler Feder den Leser an sozialkritische Probleme heran und forderte so zum Nachdenken heraus. Mit staunenswertem, ausgeprägtem Sprachempfinden für unsere Egerländer Mundart vermochte auch Silvia Glaßl diese nicht leichte Thematik anzufassen und schöpferisch zu gestalten.

Die deutschsprachige Wochenzeitung „EINTRACHT“ in Chicago/USA und Egerländer Heimatblätter veröffentlichten Geschichten und Gedichte der jüngsten Egerländer Autorin.

Im Selbstverlag erschien „Die Fußball-Oma“, ein heiteres Büchlein, illustriert mit eigenhändig gezeichneten Bildern. Leider blieb unter anderen bereits abgefassten Gedichten ihre Krankheits- und Lebensgeschichte, die eines Schwerstbehinderten Menschen, unvollendet.

Silvia Glaßl verstarb im Kreise ihrer fürsorglichen Eltern Hanni und Helmut Glaßl am 28. Juli 1978 in Bubenreuth.

Dieser Nachruf wurde dem Heft „Bethlehem, du kloina Stood“, geschrieben und illustriert von Silvia Glaßl, bei der Veröffentlichung im Advent 1984 vorangestellt.

Ihr Einfühlungsvermögen kommt in ihren Gedichten und vor allem auch in ihren Geschichten zum Ausdruck.

Hier eine Geschichte, die sie 1977 geschrieben hat.

Silvia Glaßl 1977
Auf einem Friedhof

Unter meinen Füßen raschelt das braune, verwelkte Herbstlaub. Die Novemberluft ist rau. Mich fröstelt. Ich ziehe den Mantel enger um mich, binde den Schal fester. Hier auf dem Friedhof ist es still. Nur ganz aus der Ferne, jenseits der Friedhofsmauern, hört man den Lärm der großen Stadt. Aber auch hier ist Leben – Bewegung, wenn auch von anderer Art. Leute kommen und gehen. Alte, junge. Manche hastig, viele langsam, bedächtig. Andächtig. In Gedanken versunken. Betend.

Ich gehe durch die Gräberreihen, lese die Namen. Vergleiche die Jahreszahlen, rechne nach, wie alt sie geworden sind – die, die da unten ruhen. Die meisten sind betagt gestorben. Viele sind noch im vorigen Jahrhundert zur Welt gekommen, haben noch ein 1865, 1877 oder 1898 als Geburtsjahr auf dem Grabstein stehen. In manchen dieser Grabsteine ist auch ein Kreuz eingelassen, das an den im Feld gebliebenen Sohn, Mann, Vater oder Bruder erinnern soll. Aber auch in unserer „friedlichen“ Zeit gibt es nicht wenige, die jung abberufen wurden, sehr jung sogar. Als Mann oder Frau im besten Alter, als Jugendlicher, als Kind. Durch Unfall oder Krankheit. Besonders aus den Jahreszahlen der letzten Zeit lässt sich dies erkennen. Ist unsere moderne Zivilisation daran schuld, unser hektischer Fortschritt?

Ich stehe vor einem frischen Grabhügel. Kaum verwelkte Kränze und Blumen. Kranzschleifen mit letzten lieben Grüßen. Man spürt, hier ist die Erinnerung an den Toten noch ganz lebendig, er ist noch ganz nah. Nicht weit davon entfernt ein anderes Grab. Verlassen. Tot, im wahrsten Sinne des Wortes. Niemand scheint sich darum zu kümmern. Kann oder will es keiner tun? Hat der Verstorbene keine Angehörigen gehabt oder nur solche, die ihn schon vergessen haben? Ich gehe weiter. Komme zu einem auffallend prunkvollen Grab. Kalte Pracht. Ein Grabstein aus Marmor mit goldener Inschrift. Wertvolles Material, solide verarbeitet. Wie für die Ewigkeit gemacht. Stellt so ein kostbares Grab das treue Gedenken der Hinterbliebenen dar? Beweist der teure Grabstein ihre Liebe zu dem Toten?

Das Gedenken an die Toten kann sich auch auf andere schlichtere Weise zeigen. Das Grab dort hinten zum Beispiel. Einfach, fast ärmlich. Und doch mit so viel Sorgfalt und Geschmack hergerichtet. In dieser Einfachheit des Grabschmuckes zeigt sich ebensoviel Liebe und Treue an die Erinnerung des Verstorbenen wie in der Kostbarkeit jenes Marmorsteins. Unsere irdische Pracht ist gegen jene andere, die die Toten erwartet, nur ein blasser Abglanz. Der Gedanke an unsere lieben Verstorbenen, das Nichtvergessen ist mehr, viel mehr wert. Etwas unsanft werde ich aus meinen Gedanken gerissen. Ein eiliger Friedhofsbesucher hat mich im Vorübergehen gestreift. Er strebt hastig dem Ausgang zu. Ich schaue auf meine Uhr. Es ist schon spät. Der Friedhof wird bald geschlossen. Für heute. Und wir, die Lebenden, müssen uns nach dieser Uhrzeit richten. Doch für jene, die immer hier auf dem Gottesacker liegen, ist nur noch seine Zeit gültig. Die Ewigkeit ...

Aber auch ihr Humor, und was für uns Egerländer besonders wichtig ist, ihre Geschichten und Gedichte in unserer Egerländer Mundart, sind erstaunenswert.

Der Egerländer Günther Kahabka schrieb nach ihrem Tode einen Nachruf im Plan-Weseritzer Heimatbrief, aus dem ich einige Sätze weitergeben möchte: „Trotzdem Silvia selbst nie die Heimat ihrer Vorfahren sah und erlebte, entwickelte sie sich zu einer der begabtesten und hoffnungsvollsten Nachwuchsschriftstellerin und Dichterin Egerländer Volksgutes. Nicht nur, dass Silvia heimatliche Geschichten und Begebenheiten lebensnah und stilgerecht wiedergab, sie erzählte diese auch meistens in unserer schönen Mundart, was sie besonders auszeichnete.“

Silvias Geist und Humor schlug sich auch in ihren Schriften nieder, man meinte immer, sie muss dies bestimmt alles selbst erlebt haben, so echt waren alle Geschichten. Im Anfang waren es lustige Kinderbücher, später humorvolle und besinnliche Begebenheiten und Gedichte der Heimat. Silvia hat über Heimatfeste, über uns allen bekannte Gepflogenheiten, wie z.B. über's „Schwarzbeerföiwa“, „s Schwamma-Liedl“ u.a. geschrieben, so, als hätte sie dies einmal selbst mitgemacht. Sie muss ein tiefes und weites Innenleben, eine große Vorstellungskraft gehabt haben, einen von Geist sprühenden Kopf, wie unser Zerlik Ottl es einmal nannte. Ich selbst kann dies nur bestätigen, denn mir war es noch vergönnt, Silvia einmal zu erleben. Wie alle, die sie kannten, war auch ich von Ihrem „sprühenden Geist“ angetan und wünschte, sie möge uns alle noch weiter reich beschenken, wie sie es bisher tat.

Ende Juli plötzlich kam die unerwartete und traurige Nachricht von ihrem Ableben – unfassbar schmerzlich für die Eltern, für uns alle. Zu schnell war dieses junge, hoffnungsvolle Leben zu Ende gegangen. Doch hat Silvia in ihrem kurzen Leben wohl mehr für uns, für die Heimat geschaffen als manch einer in einem Langen. Ihre große Schaffenskraft hat ihr Los überwunden und dadurch wertvolles Kulturgut hinterlassen und nicht nur Staub, wie ein Spruch treffend sagt.“ Zitatende

Aus ihrem Schaffen einige Gedichte, die diese Worte nur bekräftigen. Ihr letztes Gedicht „der Faun“ hat sie mit großer Anstrengung noch drei Tage vor ihrem Tode niedergeschrieben.

Faun

Ich

Liege und schaue.
Über mir der Himmel.
Milchigblau.
Eine Wolke.
Schattigweiß.

Etwas

wie ein Gesicht
blickt hervor. Nimmt Gestalt an.
Eine Nase. Höckerig, gekrümmt.
Gebälzte Nasenflügel.
Fliehende Stirn.
Kurze Haarzotteln. Dicht und lockig.
Ein Mund. Weitaufgerissen.
Lachend? Singend?
Ein Faun.
Ein Faun am Sommerhimmel.

Das Gesicht

lebt. Verändert sich.
Die Nase
wird noch höckeriger. Hässlicher gar.
Stirne
verschwimmt. Verschmilzt
mit den Haarzotteln.
Das Lachen der Lippen
erstirbt.
Der Mund schließt sich.
Ganz plötzlich.
Verschwunden..

Himmel. Milchigblau.

Wolke. Schattigweiß.
Ein Faun war hier.

Silvia Glaßl, Bubenreuth

Erschienen in der deutschsprachigen Wochenzeitung „Eintracht“ in Chicago.

Gedankn unta (r)n Vuaglbeerbaam

In Gartn, unta(r) dean Vuaglbeerbaam,
sitzt da alt Vatta u haut an schäin Draam.
Ear stopft si(ch) sa(n) Pfeiferl u schmunzelt dabaa
U sagt za sich selwa: „Wöi schäi(n) dös doch waa(r),
wemma Zeit amal zruckdraahn kann, no für an Togh,
dös waarad a Stückl, sua wöi is grad mogh.

Ach, wenn i denk, za meiner Zeit,
dau hauts nu(ch) ge(b)m Gemütlichkeit.
Doch heintzatogh, du gouta(r) Moa,
dau denkt ma(n) löiwer glei(ch) neat droa(n).
Heint möins no renna, touns no hastn

U koiner nimmt si(ch Zeit zan Rastn.
Ja, fröiher wars miit unnra Welt
Ganz annerscht nu(ch, wöi öitza bstöllt.
Ma(n haut nu(ch vül Zeigh selwa gmacht,
haut gsaat u g'ernt – aa bachn, gschlacht.
Ich selwa ho(b ja, Togh für Togh,
as Vöich ghoit newa(r)n Wiesnbooch.
Ho(b owa(r aa miit Freindan gspült.
Dau war ma meistns ganz schäi(n wüld!
Ob aaf da Wiesn,aaf da Strauß,
ba uns war immer ebbas lous.
Ös haut nix gmacht, uns is nix gscheah(n
Ma(n haut ja nöi a Auto gseah(n.
Aa „Umweltschmutz“ hauts nu(ch koin ge(b)m,
as „Haisl“ war ja glei(ch dane(b)m.
In Summa ho(b)ma Schwaarzbeer zupft,
san hoimzou üwa(r)n Baamstamm ghupft.
Ho(b)m d'Moi(d)la g'ärghert in da Schöll,
ho(b)m gfüarcht koin Teifl u koa Höll,
ho(b)m Mannla gschnitzt mi(t)n Taschnmesser
u warn die gröißtn Knia(d)lfresser.

Wos ho(b)m mir damals allas gmacht!?
Wöi oft nu(ch ho(b)m mir drüwa(r glacht!?
Heint bin i alt, wiar achtzigh bal(d;
Bii(n nimmer gung, dös war amal.
Drüm is d'Erinnerung sua schäi(n,
ma Draam kann long nu(ch weita(r) gäh(n.“

Silvia Glaßl, Bubenreuth
Juli 1977

As Schwämme – Lie(d)l

Aaf gäiht's, Leit, zan Schwämme souchn,
heint denkt koiner droa(n zan flouchn.
Ållas schlorpt in Wold hint' ei(n:
„Heint gi(b)t's Schwämme, döi san fei(n!“

Doch ma braucht aa vül Erfahrung
Soucht ma Schwämme sich als Nahrung;
Waal –ma koa neat alle essn,
wo(s die meistn oft vergessn.

Oft san d'Giftpülz bsonders schäi(n,
drüm, Leitla, lättse löiwa(r stäh(n).
Die eßbärn Schwämme, horcht's no hear,
san seltener, zan Beispül dear:

Dös is da Stoa(n)pülz, löiwa Leit,
u wearnan fiind is vulla(r Freid.
Drüm hält's enk droa(n ban Stoa(n)pülzsouchn,
dear schmeckt nu(ch bessar wöi a Kouchn.

Häut ma's Köa(r)wa(r)l vulla gfüllt
rennt ma gânz schnell hoim, wöi wüld.
D'Mutta tout schäi(n) Schwämme putzn,
si(n)st häits Gânza jâ koin Nutz.

Bâl(d) draaf mecht se Schwämmabröih,
d'Vâtta gâiht va Freid in d'Knoi:
„Schwämmabröih mit Glitscha(r) n drinna
is doch ,s Beste, gâlla, Kinna(r)?“

Silvia Glaßl, Bubenreuth
Januar 1977

As Bacherl

Dâu
unt'n in Tool
is as Bacherl
aas sein Winta(r) schlâuf
aafgwâcht.
Ös reekt si(ch)
u streckt si(ch),
daa(ß d) Eisdeckn
krâcht.
Oa(n) sein Bett
dâu
blöiha Schnäiglöckla
u aa d) Pâlmkatzla
spearzn scho(n)
iahra Kepfla assa.
U doart drüwan
aaf dean Oost
sitzt
in da wârma Sunn
a Stoarl
u pfeift sa(n) Lie(d)!:
Wâch aaf, Bacherl,
wâch aaf!
Da Fröhling is
dâu!

Silvia Glaßl, Bubenreuth

Herwast

Da Wiind
waaht üwa(r) d') Stopplfel(d)a.
D') Viagl flöign fuart.
D') Bla(tt)la fâlln
van Baam
U büldn am Erdbua(d)n
an routgoldna Teppich.
Am Himml
trei(b)m grau Wolkn
u üwa(r)s wâsser
zâiha Newlfetzn hi(n).
Ös is scho(n) reecht kâlt.

Wöi long nu(ch
u as Gâuha is z'End!

Silvia Glaßl, Bubenreuth
Juli 1977

Vaters Geliebte

Jeden Morgen um halb acht –
wenn vorbei die lange Nacht –
eilt mein Vater schnell davon.
Die Geliebte wartet schon.
Treffpunkt ist gleich vor der Tür.
Vater ist da sehr dafür.
Sie ist immer blitzgescheit,
jeden Tag zur Morgenzeit.
Ihr Gewandt ist neu und frisch.
Vater legt sie auf den Tisch.
Er zerknittert ihr das Kleid,
hebt sie hoch, wenn es ihn freut,
legt sie nieder, wann er will
und bei allem hält sie still.
Samstags ist sie auch noch fett
und er nimmt sie mit ins Bett.
Ich hör schon viele fragen nun.
„Wie kann dieser Mann das tun,
die Familie so betrügen?“
Denn für die ist's kein Vergnügen!“
Liebe Leut', denkt ja nicht schlecht,
denn mein Vater ist schon recht.
Auch die Freundin ist nicht bö's'
drum ich gleich das Rätsel lös'.
Ich erzähl' es Euch genau:
Sie ist keine echte Frau!
Vater's Freundin ist bekannt
hier bei uns, in Stadt und Land.
Wirklich wahr, in Stadt und Land.
Erlanger Tagblatt wird sie genannt!

Silvia Glaßl

Eine besonders interessante Geschichte ist auch die folgende.

„As Maal“ und „der Mund“

„As Maal“, so nennen wir Egerländer jene spaltförmige Öffnung im unteren Drittel des Gesichtes, die von den schriftdeutsch sprechenden Germanen gemeinhin mit „der Mund“ bezeichnet wird. Doch das sind nicht die einzigen Unterschiede. Nein, man kann sagen, ein „Maal“ ist einfach etwas anderes als ein „Mund“. Das beginnt schon bei der Form und geht weiter bei der „Inneneinrichtung“.
Zur Form: „As Maal“ ist meist ein breiter, behäbiger Schlitz mit ebensolchem Lächeln. Das Wort selbst drückt dies schon aus. Und nicht umsonst heißt es auch oft: „Dear hâu a Maal wöi a Sto(d)ltâua!“ Die Größe und Form des „Mundes“ dagegen lässt sich allein durch den Klang des Wortes nicht so genau heraushören. Es sei denn, es wäre ein „Mündchen“. Apropos, Verkleinerung! Natürlich kann man das auch mit dem „Maal“ machen. Dann wird daraus ein „Maalerl“, eine seltener verwendete Bezeichnung. In erster Linie gebräuchlich fürs „kloina Kinnal“ oder auch das geliebte Wesen (Mädchen).

Doch begeben wir uns nun in das Innere des „Maales“ bzw. „Mundes“. Das, was man in schriftdeutscher Sprache „Zähne“ oder liebevoll „Beißerchen“ nennt, sind im Egerländer „Maal“ schlicht die „Zeah(n“. Kleine und kleinste Kinder haben „Mülch-Zeah(n)la“. Befindet sich das Gebiss in besonders schlechtem Zustand (Löcher, Lücken, angefaulte, schwarze, abgebrochene Zähne, Zahnstein), so ist es „Stoa(n)bruch“. Wie die „Zunge“ zum „Mund“ so gehört „d Zunga“ oder „da Schlorpm“ zum „Maal“. Der „Gaumen“, den man entweder mit etwas Leckerem kitzeln oder mit etwas Heißem verbrennen kann, wird im „Maal“ eines Egerländers zum „Gauma“ oder „Goutschmecker“.

Weil wir gerade von leckerem Essen sprachen, in einem vornehmen Restaurant werden Sie nie ein „Maal“ antreffen. Ein „Maal“ fühlt sich – im Gegensatz zum „Mund“ – in Gesellschaft vieler verschiedener Teller, Schüsselchen und Bestecke gar nicht wohl. Denn mit diesen vielfältigen Geräten lässt es sich in erster Linie ja nur speisen oder dinieren. Damit gibt sich ein rechtes „Maal“ aber nicht zufrieden. Es will von einem einzigen, dafür aber großen Teller rein und schlichtweg essen. Manche Besitzer eines „Maales“ strapazieren diese Gesichtsöffnung aber derart ausgiebig, dass man von ihnen öfter sagen hört: „Dear frisst woi a Schei(n)drescher“. Das „Maal“ hält übrigens auch nichts von so extravaganten Gerichten wie Weinbergschnecken, Froschschenkeln oder Muscheln. Das „Maal“ zieht solidere Kost vor. „Setts schlüafri(gh)s Zeigh“ soll ein anderer essen. „Kni(d)la, Schweinas u Kraut“, ja das ist etwas nach seinem Geschmack. Aus all diesen Gründen sollte sich das urwüchsige „Maal“ von eben beschriebenen Restaurants, in denen oftmals der delikaten französischen Küche gehuldigt wird, besser fernhalten und lieber in einem gemütlichen Landgasthaus einkehren. Dort ist es auch gestattet, schon mal einen ordentlichen Schluck aus dem Glas zu nehmen. Nippen braucht da keiner.

Eine weitere Haupttätigkeit des „Mundes“ und des „Maales“ ist neben Essen und Trinken das Sprechen. Und das tun, sowohl „Maal“ als auch „Mund“ gern in Gesellschaft. Während sich der „Mund“ eher in gehobeneren Kreisen wohlfühlt, zieht es das „Maal“ in die Nähe des Volkes. Beleuchtet man daraufhin diese beiden Lebensräume einmal näher, so ergeben sich daraus folgende Unterschiede. Dort, wo sich der „Mund“ ins Gespräch oder die Unterhaltung mischt, wird geplaudert, wird Konversation gemacht oder auch neudeutsch „getalkt“. Leider aber auch manchmal, wenn gerade besonders boshafte „Münder“ zusammentreffen, flüstern intrigiert. Das „Maal“ – gern am Stammtisch zu finden – ist da meist ohne Falsch. Es freut sich, wenn es ungehemmt „ria(d)n, däädern, dischkaria(r)n, sprächalia(r)n, läâfern koa(n, woi nan da Schnowl“ gwächs n is“. Wobei man sicher nicht noch zusätzlich erklären muss, dass „Schnowl“ eine andere Bezeichnung für „Maal“ ist. Und weil wir eben dabei sind, wollen wir uns noch einer weiteren Abart des „Maales“ zuwenden: der „Gusch“ oder „Guschn“. Meist, doch nicht ausschließlich, für weibliche Wesen angewandt. Eine solche „Guschn woi a Schwert“ wird oft jenen redseligen Damen angehängt, die man anderorts als „Klatschtante“, „Klatschase“ oder auch „Beißzange“ tituliert. Wenn so eine Egerländer „Guschn“ intrigiert (was, wie gesagt, nicht die Regel ist), dann tut sie das, indem sie irgend jemand von einem anderen irgend etwas weiter „lätscht“ oder wenn sie hinter der berühmten vorgehaltenen Hand etwas „fischbat“. „Vabrenn da fei(n neat da(n Maal!“ möchte man diesen Damen warnend zurufen. Warnend vor den möglichen Folgen ihres Tuns. Andere, selber ziemlich boshafte Leute gehen da nicht so behutsam mit ihnen um. „Döi mou(ß aa ällawaal iahr Maal beam“, meinen sie verständnissinnig, wenn sich eine jener Damen wieder einmal besserwisserisch äußert. Und mit Hinblick auf das letzte Stündlein dieser weiblichen „Sprechmaschinen“ sagen solche Leute gern: „Döi wenn amâl gstor(b)m is, möin sa ra d Gusch nu(ch extra daschloa(g)n!“ Doch auch die männlichen „Maaler“, werden manchmal negativ beurteilt. Ein „Angeber, Aufschneider oder Prahlhans“ wird von seinen – unfreiwilligen – Zuhörern oft mit folgenden Worten beschrieben: „Dear Guschaafreißer!“ oder „Dear nimmt owa(r sa(n Maal ärgh volla!“ oder „Dear haut fei(n a grâuß Maal!“ Natürlich ließe sich letzteres mitunter auch von einer Frau behaupten. Womit sich der Kreis wieder schließt.

Noch eine andere, allgemein als angenehm empfundene Aufgabe des „Mundes“ und des „Maales“ wollen wir hier nennen: das Küssen. Der vornehme „Mund“ wenn er nicht gerade zur jüngeren Generation, die „knutscht“ und „schmust“, gehört, der vornehme „Mund“ also wird immer nur „küssen“. Und das Ergebnis dieses Tuns wird immer nur ein „Kuß“ sein. Welch andere Möglichkeiten hat dagegen das Egerländer „Maal“. Es kann besagte Aufgabe schon in zwei Ausführungen verrichten, indem es ganz einfach „busselt“ oder „schmätzt“. Und die Endprodukte dieser Tätigkeit sind, wie könnte es auch anders ein, das „Busserl“, das „Schmatzl“ oder der „Schmootz“.

Sua, owa(r öitza mou i no endl(ch amâl ma(n Maal hält n, sinst sägts dirts aaf d’Letzt amend nu(ch ällzämm: Döi red für an Pfennig an gånzn Sook volla!“

Silvia Glaßl

Doch auch zeitkritische Abhandlungen hat sie uns hinterlassen, wie „Weihnachten – Fest der Liebe?“ oder „Muttertag – Dankbarkeit nach dem Kalender“. Durch ihr Büchlein „Die Oma auf dem Fußballplatz“ bin ich auf sie aufmerksam geworden. Auch das Sonderheft „Bethlehem, du kloina Stood“ muss noch einmal erwähnt werden. In seinem Geleitwort zu diesem Heft schreibt Gerald Deistler unter anderem:

„Die, von der Autorin bewusst aus der heimatlichen Umgebung gewählten Personennamen, lassen dem Leser die Landschaft der Handlung, das Heilige Land heimisch-vertraut erleben. Eingebettet in die Art und Denkweise einfacher Menschen und ihres Alltags, zieht sich das Ereignis der Menschwerdung Christi wie ein roter Faden durch die ganze Geschichte, lässt uns die Zeitspanne von fast 2000 Jahren überbrücken, sie drängt in die Gegenwart“. Ende des Zitates.

Ihre Briefe, die sie an Familie Heil geschrieben hat, geben viel Aufschluss über einen jungen besonderen Menschen.

Uns bleibt nur das Bedauern, dass wir diese junge Frau nicht mehr persönlich kennenlernen durften. So sollte es uns ein Anliegen sein ihr Schaffen an einen möglichst großen Kreis weiterzugeben, damit sie und ihre Werke nicht vergessen werden.

Für die Zusammenstellung dieser Ausarbeitung wurden mir Unterlagen von den Eltern Hanni und Helmut Glaßl, Bubenreuth, sowie von Familie Heil, Sulzbach-Rosenberg, zur Verfügung gestellt, wofür ich mich herzlich bedanke. Sollten weitere Geschichten und Gedichte gewünscht werden, stehe ich mit den Unterlagen zur Verfügung.

Waltraud Schülle

Gedenken an Adolf Horner am 28.2.1986.

Löiwa Mouhmen u Vettan!

Wir wollen Euch heute einen Mundartdichter vorstellen, den viele von Euch sicher schon kennen werden. Es ist einer, der der Jetztzeit noch zuzurechnen ist. Als „Spezialist“ wurde er 1945 nicht vertrieben, sondern musste in der CSSR bleiben. Es ist unser Adolf Horner. An den Beginn wollen wir ein ernstes Gedicht von ihm stellen:

Dös is hålt sua

Dös is hålt sua
Du denkst u schåffst
U mechst u råffst
U moinst, du häi's am best'n tou(n)
Da(n Nachba owa siahts mit Houh(n).
Er neid't da jedan Sunnaschei(n)
U schmeißt da Stoi(n in ,n Gårtn ei(n).
Mei(n ! ,s is hålt sua.

Dös is hålt sua!
Daba wia(r)st old
U S'Herz wird kolt
U wos d'datram u zsmmmgreimt haust
Dös is in Freid u Wäih vaglaust.
Z'letzt schickst di dra(n u findst di dra(n
,s koa(n af da Welt neat anascht sa(n).
Mei(n ! ,s is hålt sua.

In dem Büchlein „Die Egerländer Heimatdichter“ schreibt Josef Hofmann über Adolf Horner:

Er wurde in Königswert bei Falkenau/Eger Markscheider. Geboren in Grasseth am 28.12.1891, besuchte die Realschule in Elbogen und die montanistische Hochschule in Leoben/Österreich und schrieb im Laufe der Jahre an 70 Geschichten, Schnaugn und Gedichte ernsten und heiteren Inhalts. Sämtliche mundartliche Gedichte und Geschichten sind im Juli 1933 in Buchform erschienen. Der 166 Seiten fassende Band führt den Titel „Ba uns dahoim“. Auch aus diesem Band ein kleines Gedicht:

D' Leit

Wöi schäi(n wa(r) dōi Welt
u wöi gout kannt 's uns gäih(n)
Owa sua denk halt jedra
Oa(n 's aig(n Zeich vanäih.

U 'd Leit san vull Baußrat
U 's plaugt se da Neid;
Wenn 's oin a recht schlecht gäiht,
is 's an Leitan sa(n Freid.

Bringts oina a weng weita,
håiBts: „er haut wer batruagn“.
U wenn ma neat 's G'ringst waiß,
's wird oin a Schand affegluagn.

's wüll jedra an Herrn spüln,
koina mecht mäiha an Knecht
u daba gäihts an Leitan
allnzsammen sot schlecht.

's wird g'stierlt u g'roudāt

u vüll ghetzt u vüll gmacht,
stats da ma d'Leit zsammhölt,
wer(d)n se vanan(d)a nu(ch bracht.

Da(ß ma allzsamm no(r Leit san
Dau vagißt jedra draf
U da(ß ma amal ster(b)m möi(ß)n
U dös Gspul häiat af.

Wöi schäi(n wa(r döi Welt
U wöi gout kannt ma le(b)m,
No söllt's af da Welt
Koina Leit mäiha ge(b)m.

Auch eine im Dialekt verfasste Dorftragödie „Narnn“ hat er geschrieben, welche bei der Aufführung stets großen Beifall auslöste.

Nach Urteilen der besten Kenner der Mundart, der Professoren Dr. Ernst Schwarz (Universität Prag), Hanika (Reichenberg) und Anton Kraus (Eger) gehören seine Mundartsachen, von sprachwissenschaftlichen und volkskundlichen Standpunkt beurteilt, zu den Besten, was auf diesem Gebiete bisher überhaupt geschrieben wurde. Aber auch inhaltlich und in Bezug auf Gemüt, Formengerechtigkeit und die Wiedergabe der Mundart seiner Heimat gebührt Horner der Lorbeer. Ein Beweis dafür:

Für's Mutterl.

Wennst da(n Mutterl nu(ch haust,
Bou(b, affa haust vüll,
koa(n)s sa(n wöi's no is,
u koa(n)s gäih(n, wöis da wüll.

Wenn di(ch gleich(ch oft wos druckt,
da(n Mutta vastäiht's
u sie red't da gout zou,
du wirst seah, Bou(b affa gäiht's.

U valachn di(ch a d'Leit,
sogn: „Buglata Hund!“
Bist für's Muttal da Schänst,
kirzagrod bist u gesund.

Mächast gaua an Lumpm,
häist gstuhln u häist graubt,
is da Muttal alloinz,
wos dös allas noi glaubt.

Owa wenn ,s za wos bringst
U ,s lua(b)m di a d'Leit,
schau da Mutta in d'Augn
u äffa woißt: sua lacht d'Freid.

Für da Muttal bist d'Sunn,
vagiß dau noi draf.
Tou's da Mutta zan Dank,
schäina Bou(b, - u blei(b brav.

Auch hochdeutsches und zwar Volkskundliches, Wissenschaftliches und Erzählendes hat er in vielen Zeitschriften und Kalendern, in der Zeitung des Gmoibundes, der „deutschen Heimat“, in „Unser Egerland“ u.a. Monatsschriften veröffentlicht und alles trägt den Stempel eines geistig hochstehenden, idealdenkenden und volksbegeisterten Mannes.

Wichtig sind besonders seine umfassenden Forschungen auf dem Gebiete der Flurnamensammlung des Gerichtsbezirkes Falkenau, die Beiträge für das „Mundartwörterbuch“ der Akademie der Wissenschaften (Wien-München), für das sudetendeutsche Wörterbuch der deutschen Universität in Prag und über seine Hofforschungen für das germanische Seminar in Prag.

Zwischendurch hat Horner auch in zahlreichen Orten Vorträge aller Art gehalten und damit allenthalben regsten Beifall und lebhafteste Anerkennung gefunden. Eine Kurzgeschichte wollen wir Euch hier erzählen:

„Da Fahnatrogha. (Seite 39)

Am 5.10.1979 starb Adolf Horner nach kurzer, schwerer Krankheit im Karlsbader Krankenhaus. Am 4.9.1981 wurde seine Urne am Friedhof in Marktredwitz beigesetzt.

Sein Lieblingsberg war der „Krudum“, weshalb das Gedicht: „Am Krudum“ hier wiedergegeben werden soll, denn es gibt einen Einblick in das empfindsame Innere dieses heimatbegeisterten Mannes.

Am Krudum

Moust am Krudum drua(b)m stäih(n),
wenn da Wind lüfti zoint,
u weiß Wolkn drüwa streichn
u wenn d’Haid schäi(n raut blöiht.

Wenn se d’Vuaglbeer farbt,
u wenn’s Bouchalaub brennt,
u wenn d’Summafa(d)n flöign,
wal da Hirwast oa(n)fängt.

Schau af’s Landl dau drunt:
Üwan Dörflan spült d’Sunn
U an Wolkan sa(n Schattn
Laft bal(d dau u Bal(d dun.

Üwa d’Föl(d)a, döi braun,
zoiht da Erdäpfelrauch hi(n)
u da Wold liegt wöi Sammat
u da Wind singt in ih(n).

Ja, da Wold u dös Tol
U döi Bergh a sua blau:
Ach wöi schäi(n is döi Hoimat,
no moußt souchn danau(ch.

Wennst am Krudum drua(b)m stäihst
U da Herz guchzt da neat,
affa lau(ß de glei(ch a(n)scharm,
bist da Hoimat neat wert!

Vetter Heini Pascher von der Münchner Gmoi sprach bei der Urnenbeisetzung in Marktredwitz die Gedenkrede für Adolf Horner.

Er sagte unter anderem:

Wir haben uns hier versammelt, um eines Mannes zu gedenken, der sein Leben lang für unser Egerland gearbeitet hat. In Grassetz geboren, legte er 1913 mit Erfolg die Matura an der Realschule in Elbogen ab. Bereits in dieser Zeit beschäftigte er sich mit unserer Mundart. 1910 erschien in der „Egerer Zeitung“ seine erste Mundartgeschichte „Wöi da Seff’s Kartnspüln afgebn haut“. 1911 wählte er in der Realschule als Redeübung den Titel „Unser Dorf und seine Bräuche“.

Unterbrochen durch den ersten Weltkrieg, wo Horner hauptsächlich an der Südfront eingesetzt war und als Leutnant nach Verwundung entlassen wurde, war er in Schacht und Büro der Britannia Kohlenwerke AG Falkenau/Königswarth tätig. Ab 1921 konnte er mit Unterstützung seiner Firma die Bergbau-Hochschule in Leoben/Steiermark besuchen, wo er mit Erfolg sein Ingenieurstudium als Markscheider abschloss.

1923 heiratete Horner und musste nach 1945 in der CSSR bleiben. Mit seiner Frau mußte er aber aus seinem Haus und hatte auch Schwierigkeiten mit dem Staatssicherheitsdienst zu überstehen. 1956 wurde Horner pensioniert, doch verblieb er in seiner alten Heimat bis zu seinem Tod.

Die Arbeiten zur Erforschung unserer Mundart und seine weiteren Tätigkeiten für unser Egerland hat er so lange nicht aufgegeben, bis ein Augenleiden das Lesen und Schreiben unmöglich machte. Den Dank der Egerländer Gmoi konnte Adolf Horner noch erleben. So brachte die Eghalanda Gmoi z'München 1974 sein Mundartmanuskript „Af da gescheckatn Ziech“ als Buch heraus und ich hatte die Ehre, ihm 1977 als Dank für sein Wirken unser Bundesehrenzeichen zu überreichen. Soweit aus der Gedenkrede von Heini Pacher von der Gmoi z'München.

In den letzten Lebensjahren behandelte er meist nur ernstere Themen, doch seien hier auch einige Lustige Sachen von ihm angeführt:

Alta G'spaß.

1. Geschichte – Seite 19

Und weil wir schon vom Lieblingsberg vom Horner Dolf gesprochen haben, so sei hier noch eine kurze Beschreibung diese Berges gegeben wie sie im Führer „Durch die alte Bergstadt Elbogen und seine Umgebung steht:

Der Krudum, 835 m über dem Meeresspiegel, ist einer der schönsten Berge des Kaiserwaldes, die Fernsicht von seinem Gipfel lohnend. Sie ist weitreichend nach Norden und Osten und nur im Westen durch Hochwald zum Teil verdeckt. Vom Fuße schaut das Krudumforsthaus herauf. Gegen NW tritt der nahe Grüneichlberg hindernd ins Blickfeld. Rechts von ihm liegt der niedrige Brennberg bei Birndorf. Zwischen beiden sieht man die Ortschaften Grasset, Littmitz und Roßmeisl. Genau im Norden liegt der Industrieort Neusattl, dahinter Chodau. Weiter bemerkt man in nördlicher Richtung die Ortschaften Wintersgrün, Doglasgrün, Grießbach und Dotterwies. Den Hintergrund im Norden und Nordosten bildet die hohe Mauer des Erzgebirges mit dem Peindlberg, Wölfling, Pleßberg, Keilberg und Kupferhügel. Im Nordosten fällt vor allem der nicht allzu fern gelegene Horner-Berg durch seine tafelförmige Gestalt auf. Rechts hinter ihm liegen die Vororte von Karlsbad (Meierhöfen, Fischern usw.) und die Karlsbader und Duppauer Berge. Den Blick nach Osten wendend, bemerkt man den breiten, bewaldeten Ziegenrücken, steil ins Zechtal abfallend und die Ortschaft Poschitzau in einer Mulde. Schräg links darüber in der ferne Engelhaus und die Stifterwarte bei Karlsbad. Diesseits des Zechtales liegen auf der Höhe die Dörfer Höfen, Nallesgrün und Dreihäuser.

Heute sieht diese Landschaftsbeschreibung durch die vielen Tagbauten und etliche verschwundene Dörfer leider trostloser aus.

Doch nun wollen wir wieder einige lustige Geschichten vom „Flaschane(t)lschousta hören:

Seite 21

Wenn wir von Adolf Horner und vom Krudum sprechen, dürfen wir auch einen Mann nicht vergessen, der mitten in dieser Landschaft geboren wurde und auch ein echter Egerländer war: Dr. Andreas Kempf. Er wurde 1865 „Auf der Hub“ bei Schlaggenwald geboren. Er studierte in Elbogen und Mies und anschließend Medizin in Wien. Er war zuerst Arzt im Seehospiz von Rovigno, kehrte 1896 nach Wien zurück, wo er als Assistenzarzt am „Theresianum“ wirkte um einige Jahre später dort Chefarzt zu werden.

Doch hat er über seinen wissenschaftlichen Studien nie seine Egerlandheimat vergessen. Er schrieb auch Geschichten in Egerländer Mundart und Prosa („An meine Krudumheimat“). Er starb 1929.

Als Dank für seine Heimatliebe hat die Egerländer Gmoi Elbogen am Krudum 1932 einen zehn Meter hohen, gemauerten Aussichtsturm errichtet und eingeweiht, die „Dr. Kempf-Warte“.

So war die Verbindung Horner-Kempf-Krudum gegeben, über die ich euch berichten wollte

Um zum Schluss noch einige lustige Sachen aus dem zweiten Bändchen, das die Eghalanda Gmoi z'München von Adolf Horner 1984 herausgegeben hat „Rund um den Krudrum“. „'s Kreiz am Knuack“. Seite 78

Und zum Schluss noch eine Mundartgeschichte von Dr. Andreas Kempf. Seite 94

Hans-Karl Boltek
Elisabethstraße 28
8263 Burghausen, Tel. 08677/2761

Burghausen, 13.4.86

Adolf Horner II.

Einer unserer größten Mundartdichter war ohne Zweifel Adolf Horner, Er wurde am 28.12.1891 in Grassetsh bei Falkenau geboren, besuchte die Realschule in Elbogen und die montanistische Hochschule in Leoben/Österreich. Nur unterbrochen durch den ersten Weltkrieg, wo Horner hauptsächlich an der Südfront eingesetzt war und als Leutnant, nach Verwundung, entlassen wurde, war er in Schacht und Büro der Britannia Kohlenwerke AG Falkenau/Königswertth tätig.

1923 heiratete er und musste nach 1945 in der CSSR bleiben, da er „Spezialist“ war. Sein Haus aber musste er verlassen und er hatte auch Schwierigkeiten mit dem Staatssicherheitsdienst. 1956 wurde Horner pensioniert, doch verblieb er in seiner alten Heimat.

Am 5.10.1979 starb Adolf Horner nach kurzer, schwerer Krankheit im Karlsbader Krankenhaus. Am 4.9.1981 wurde seine Urne am Friedhof von Marktredwitz beigesetzt.

Im Laufe der Jahre schrieb Horner an die 70 Geschichten, Schnaugn und Gedichte ernsten und heiteren Inhalts. Sämtliche mundartlichen Gedichte und Geschichten sind im Juli 1933 in Buchform unter dem Titel „Ba uns dahoim“ erschienen. Auch eine im Dialekt verfasste Dorftragödie „Narnn“ hat er geschrieben. Nach urteilen der besten Kenner der Mundart, der Professoren Dr. Ernst Schwarz (Universität Prag), Hanika (Reichenberg) und Anton Kraus /Eger) gehören seine Mundartsachen, von sprachwissenschaftlichen und volkskundlichen Standpunkt beurteilt, zu den Besten, was auf diesem Gebiet bisher überhaupt geschrieben wurde.

Auch Hochdeutsches und Volkskundliches, Wissenschaftliches und Erzählendes hat er in vielen Zeitschriften und Kalendern veröffentlicht. Wichtig sind besonders seine umfassenden Forschungen auf dem Gebiete der Flurnamensammlung des Gerichtsbezirkes Falkenau, seine Beiträge für das „Mundartwörterbuch“ der Akademie der Wissenschaften (Wien-München), für das Sudetendeutsche Wörterbuch der deutschen Universität Prag und über seine Hofforschungen für das germanische Seminar in Prag.

Die Arbeiten zur Erforschung unserer Mundart und seine weiteren Tätigkeiten für unser Egerland hat er so lange nicht aufgegeben, bis ein Augenleiden das Lesen und Schreiben unmöglich machte.

Den Dank der Egerländer Gmoi konnte Adolf Horner noch erleben. So brachte die Eghalanda Gmoi z' München 1974 sein Mundartmanuskript „Af da gscheckatn Ziech“ als Buch heraus und Vetter Heini Pascher konnte ihm 1977 als Dank für sein Wirken das Bundesehrenzeichen überreichen.

1984 brachte die Münchner Gmoi ein weiteres Bändchen von ihm heraus unter dem Titel „Rund um den Krudum“ Geschichten in Egerländer Mundart des Falkenauer Landes.

Und zum Schluß hier noch ein paar Mundartgedichte von unserem Adolf Horner.

Dös is hält sua

Dös is hält sua

Du denkst u schäffst

U mechst u räffst

U moinst, du häi's am best'n tou(n)

Da(n) Nachba owa siahts mit Houh(n).

Er neid't da jedan Sunnaschei(n)

U schmeißt da Stoi(n in ,n Gärt n ei(n).

Mei(n ! ,s is hält sua.

Dös is hält sua!

Daba wia(r)st old

U S'Herz wird kolt

U wos d' datram u zsmmmgreimt haust

Dös is in Freid u Wäih vaglaust.

Z'letzt schickst di dra(n u findst di dra(n

,s koa(n af da Welt neat anascht sa(n).

Mei(n ! ,s is hält sua.

D' Leit

Wöi schäi(n wa(r döi Welt
u wöi gout kannt 's uns gäh(n
Owa sua denk halt jedra
Oa(n 's aig(n Zeich vanäih.

U 'd Leit san vull Baußrat
U 's plaugt se da Neid;
Wenn 's oin a recht schlecht gäiht,
is 's an Leitan sa(n Freid.

Bringts oina a weng weita,
hãißts: „er haut wer batruagn“.
U wenn ma neat 's G'ringst waiß,
's wird oin a Schand affegluagn.

's wüll jedra an Herrn spüln,
koina mecht mäiha an Knecht
u daba gähits an Leitan
allnzsammen sot schlecht.

's wird g'stierlt u g'roudat
u vüll ghetzt u vüll gmacht,
stats da ma d'Leit zsammhölt,
wer(d)n se vanan(d)a nu(ch bracht.

Da(ß ma allzsamm no(r Leit san
Dau vagißt jedra draf
U da(ß ma amal ster(b)m möi(ß)n
U dös Gspul häiat af.

Wöi schäi(n wa(r döi Welt
U wöi gout kannt ma le(b)m,
No söllt's af da Welt
Koina Leit mäiha ge(b)m.

Am Krudum

Moust am Krudum drua(b)m stäih(n,
wenn da Wind lüfti zoint,
u weiß Wolkn drüwa streichn
u wenn d'Haid schäi(n raut blöiht.

Wenn se d'Vuaglbeer farbt,
u wenn's Bouchalaub brennt,
u wenn d'Summafa(d)n flöign,
wal da Hirwast oa(n)fängt.

Schau af's Landl dau drunt:
Üwan Dörflan spült d'Sunn
U an Wolkan sa(n Schattn
Laft bal(d) dau u Bal(d) dun.

Üwa d'Föl(d)a, döi braun,
zoiht da Erdäpfelrauch hi(n
u da Wold liegt wöi Sammat
u da Wind singt in ih(n).

Ja, da Wold u dös Tol
U döi Bergh a sua blau:
Ach wöi schäi(n is döi Hoimat,
no moußt souchn danau(ch).

Wennst am Krudum drua(b)m stäihst
U da Herz guchzt da neat,
affa lau(ß de glei(ch a(n)scharm,
bist da Hoimat neat wert!

„s Kreiz am Knuack.

Trari – Trara – Trari –
Dau reit't da Grauf va Falkenau
Durch's Mühltoal as af d'Jachd
U mecht a Gesicht sua wöist u bäis
U haut koa(n bisl g'lacht.
Es reits hinta ihn ganz stad
U zsammduckt seina Leit,
da Jachamaista blast „Trari“,
s'haut näimats droa(n a Freid.

U wöi ea(r gecha Luas zoureit't
Oan Kreiz am Knuack vabei
Dau sitzt am Stoa(n mi(t)n Kind in Arm
A schäi(n)s gungs Be(t)lwei(b).
Sie druckt ihr Kin(d)al oi(n oa(n d'Brust,
wos kümmt sie da Grauf,
ihr Kind(d)al is ihr alls af Ea(r)n,
dös wöigt se a(n in Schlauf.

Dau tout da Grauf an graling Flouch:
„Kotz Höll u Dunnastau(d)n,
a nu(ch a Be(t)lwei(b am Wech,
wöi söll dau d'Jachd aff schlaun.“
Da Grauf in seina Zwiedakeit
Ea(r reit't af's Kreizbild zou
U s'Be(t)lwei(b hebt kam an Kuapf
U hölt ihr Kin(d in Rouh.

„Ja, siaht se neat, wea(r vur ihr stäiht?“
Da Grauf schreits vulla Wout,
ea(r stöllt se hauch in ,n Sattl af
u `sGsicht wia(r)d wöi a Blout.
„Wea(r vur mia(r stäiht, söll is ma gleich
u is ma oinlei,
wal üwa mia(r a Häichra stäiht“.
Sua zeigt af's Kreiz ,s arm Wie(b).

Da Grauf woiß nimma, wös ea(r tout,
wüll mit da Peitschn schloa.
Dau klammat's Wei(b sein Arm üm's Kreiz
U tout an schierling Schroa.
U d'Peitschn, döi hängt in da Luft,
wöi fest da Grauf a zöigt,
döi Peitschn hängt u schleat neat zou,
wöi wenn wea(r haltn täit.

Öitz hetzt da Grauf sei(n Hund af's Wie(b,
sie husn u sie baln
Vur'n Kreiz, dau zöihn se d'Schwanz all a(n,
als tät nan grod was fahln.
Z'letzt gi(b)t da Grauf sein Rappn ,s Gspörn,
wüll schloa mit aigna Händ.
Dau baimt se s'Pfaa, da Grauf stürzt oi
U häit sa(n Le(b)m bal(d g'endt.

Da Grauf, ea(r stäiht ganz stilla af
U haut sein Gott dakennt.
An Beitel Tola druckt ea(r stad
An Be(d)lwei(b in d'Händ.
Aft mecht ea(r ,sKreiz u setzt se af,
reit't luste ei(n ins Tol
Da Jachamaista blast am Horn,
ma häiat lang an Hal:
Trari – Trara – Trari – Trara -

Der Heimatdichter Franz Starauschek
und der Kaiserwald

(von Willi Starck, Stuttgart/Haberspirk)

Der Tag, an dem der Egerländer Heimatdichter Franz Starauschek in Wiesbaden starb, jährt sich 1987 bereits zum dreißigsten Male. Als „Egerländer von der Vogelweide“ und „Löns der Egerländer“ war er bekannt und seine Freunde nannten ihn auch „Vuaglfranz“ oder „Finkenfranzl“.

Seine Wiege stand im Kaiserwald, in Rockendorf (frühere Schreibweise Roggendorf), einem Gebirgsort im Landkreis Marienbad. Im Jahre 1890 kam er als Sohn des Schönburg-Waldenburg'schen Forstamtsförstern Bernhard Starauschek zur Welt. Auch seine Vorfahren waren überwiegend im Försterhof tätig. Die Jugendzeit verbrachte er in verschiedenen Waldortschaften, zuletzt auf der Glatzen, der Bergkönigin des Kaiserwaldes. Nach seiner Volksschulbildung besuchte er in Eger die Bürgerschule. Da er von frühester Jugend an eng mit der Natur verbunden war, wollte er Förster werden. Sein Reich waren Wald, Flur und Garten mit allem, was damit zusammenhing. Besonderes Interesse brachte er den Tieren und da in erster Linie der heimischen Vogelwelt entgegen. Mit einer nur ihm zu eigenen Ausdauer und Liebe verbrachte er einen großen Teil seiner Freizeit mit der Beobachtung ihrer Lebensweise. Er verstand ihre Sprache. Wie kein anderer empfand er die Schönheit seiner Waldheimat mit ihren mächtigen und unberührten Fichten und Tannenbeständen, mit ihren landschaftlichen Reizen und mit ihrem Wildreichtum. Das Hegen und Pflegen dieser herrlichen Wald- und Jagdgebiete waren für ihn die Erfüllung seines Lebenswunsches gewesen. Doch leider kam es anders – wie so oft im Leben. Da sich sein älterer Bruder bereits für den Forstberuf entschieden hatte, folgte Franz dem Rate seiner Eltern und wurde Lehrer. Nach seiner Ausbildung im Jahre 1909 war er zunächst an der Volksschule in Schnecken tätig. Den ersten Weltkrieg verbrachte er von 1914 bis 1918 als Soldat und erhielt nach seiner Rückkehr als Leutnant d.R. eine Planstelle an der Volksschule in Wildstein, wo er von 1919 bis 1931 als Lehrer und anschließend bis Mai 1945 als Oberlehrer bzw. als Rektor wirkte. Außerdem unterrichtete er ab 1924 in Wildstein nebenberuflich an der Fortbildungsschule. So sehr sich Franz Starauschek als Lehrer und Erzieher des besten Rufes erfreute, so blieb er als eifriger Naturfreund seiner Waldheimat treu.

Im Jahre 1919 heiratete er und seine Frau, ebenfalls Lehrerin, schenkte ihm zwei Kinder. Der Sohn Richard kehrte leider 1944 als Aufklärungsflyer von einem Feindflug nicht zurück. Dieser schmerzliche Verlust traf die Familie hart. Die Tochter Gerta, verh. Stöhr, wohnt in Wiesbaden. In ihrem Besitze befindet sich der gesamte Nachlass ihres Vaters. Sie arbeitet seit längerer Zeit an der Herausgabe seiner Werke. Das Buch soll noch 1987 erscheinen.

Bereits im April 1946 wurde Franz Starauschek aus seiner Heimat vertrieben. Dies war der zweite nicht überwindbare Schicksalsschlag. Mit seiner Familie kam er im Mai 1946 nach Wiesbaden, wo er zunächst in verschiedenen Ämtern Beschäftigung fand und dann ab Juni 1947 im Schuldienst wieder verwendet wurde. Kurz vor Vollendung seines 63 Lebensjahres trat er 1953 aus gesundheitlichen Gründen in den Ruhestand. Er fand auch im Hessenlande große Achtung und Anerkennung, doch den Verlust seiner Heimat konnte er niemals überwinden und er blieb ihr mit ganzem Herzen treu.

Im November 1957 erschreckte dann ganz überraschend die Nachricht von seinem Tode alle Verwandte, Freunde und Bekannte. In einem der vielen Nachrufe hieß es u.a.: „Er schöpfte aus den Quellen unverfälschter Natur und durch ihn redeten und erzählten der deutsche Wald und seine Vögel, die Tiere und Pflanzen unserer Heimat in tausend Stimmen zu uns. Weil er es verstand, öffnete ihm die Natur auch ihre schönsten Seiten.“

Bevor ich auf das Leben und Schaffen von Franz Starauschek weiter eingehe, möchte ich doch erst etwas über die Landschaft sagen, in der er aufwuchs und die ihn formte. Diese egerländer Landschaft war und blieb seine Heimat, seine Waldheimat:

Der Kaiserwald.

Er liegt im Egerland, zwischen den Weltbädern Marienbad und Karlsbad, im westlichen Teile Böhmens, er ist ein ausgesprochenes Waldgebirge, reich an seiner Pflanzen- und Tierwelt. Nach Westen und Nordwesten fällt er zum Egergraben steil ab, der ihn gegen den Leibitschkamm und das Erzgebirge abgrenzt. Nach Osten hin neigt er sich allmählich und taucht schließlich unter. Sein Grundgestein ist Granit, Gneis, Schiefer und Basalt. Einst

wurden hier auch Silber, Zinn- und Wolframerz abgebaut; die aufgelassenen Stollen um Schlaggenwald, Schönfeld und Lauterbach erinnern daran.

Aus der Gegend um Miltigau und Sandau steigt das Kaiserwaldgebirge schroff aus dem Egerlande auf und erreicht mit dem Judenhau mit 987 m seine höchste Erhebung. Andere herausragende Gipfel sind der Glatzberg (978), der Schafberg (896), der Schlossberg (821), der Spitzberg (804) und der Steinknock (737). Maria Kulm mit dem Maria-Hilfsberg (567) gehört, was die Entwicklungsgeschichte unserer Erde betrifft, zum Kaiserwald. Ein weiterer Gebirgszug richtet sich nach Norden gegen Frohnau, Ebmeth und Steinbach zwischen dem Lobstal und dem großen Liebaubach und fällt dann ziemlich steil zur Talebene nach Falkenau ab. Hier sind die höchsten Erhebungen der Goldberg (777), und der Schwandberg (740). Ein anderes Nebenjoch wird von einer Hochfläche gebildet, die sich vom Glatzberg zwischen Lobsbach und Flutbach über Lauterbach und Schönfeld zur Eger erstreckt. Hier sind die höchsten Berge der Knock (856), der Hasentanz (837) und der Krudum (835). Zwischen Flutbach und dem Tepltal zieht ein weiterer Gebirgsrücken nach Norden gegen die Eger. Der Basaltkegel des Hornerberges, schon nördlich des Egerflusses gelegen, gehört zu diesem Bergzug, auf dem auch der Buchen (732) und der Ziegenrücken (706) liegen.

Der Kaiserwald ist ein Gebirge von romantischer Schönheit und birgt viele Oasen der Ruhe und des Friedens. Torfstiche, Moore und Filz formen die Landschaft. Viele Wasserläufe durchschneiden die welligen Hochflächen. Die Gegend ist reich an malerischen Punkten und landschaftlichen Reizen. Hochgewachsene Fichten- und Tannenwälder, Waldhänge, Wiesen, Weiden, Täler, Wildbäche findet man in einer von der Natur einmalig gegebenen Abwechslung und Schönheit. Groß waren die Wildbestände in Wald und Flur und reich die Vogelwelt, die dort ideale Lebensbedingungen fand. In den Talgründen blühten alle uns bekannten heimischen Blumen, man fand aber auch Leuchtmoose, Sonnentau und seltene Farne.

Die reine und frische Luft war es, die sowohl Sommerfrischler als auch Wintersportler anzog. Insbesondere im Glatzberggebiet mit dem staatlichen Jagdrevier und Jagdschloss, auf dem Judenhau und auf dem Perlsberg (Monte Perlo) war der Skisport zuhause. Neben Marienbad der Perle unter den Kur- und Badeorten im Kaiserwald, sorgten zahlreiche Säuerlinge für das Entstehen kleinerer Badeorte und Sommerfrischen, von denen Bad Königswart, Konstantinsbad und Sangerberg die bekanntesten sind. Erwähnen möchte ich auch noch die Waldkapelle Kneipelbach, die vor allem im Sommer viele Wallfahrer und Wanderer anlockte. Schmucke Kaiserwaldorte zierten die Landschaft, so z.B. Kirchenbirk, Lobs, Steinbach, Ebmeth, Lauterbach, Schönfeld, Schönbrunn, Schönficht, Schönwind, Wöhr und Rockendorf – um nur einige zu nennen.

Soviel zum Kaiserwald. Ich wollte eigentlich nur einen kleinen Eindruck von der Landschaft vermitteln, in der Franz Starauschek aufwuchs und die ihn formte. Sie war und blieb der Mittelpunkt in seinem Leben und Schaffen. Hier wurzelte seine Liebe zur Natur, zu Mensch und Tier. Hier war der Born, aus dem er ständig schöpfte und der ihm immer wieder Kraft gab.

Franz war noch ein Knabe, als vom Forsthaus einmal der Hüterbub weglief. Da trieb er selbst die Kühe auf die Weide und hütete sie auf der Waldwiese. Da hatte er nun Zeit, sich mit alledem, was um ihn herum war und geschah, zu beschäftigen. In seinem allein sein mit den Tieren drang das Geschehen der Natur ganz in ihn ein. Er sah mit offenen Augen und lauschenden Ohren Werden und Wachsen, Leben und Vergehen. Er erlebte und liebte seine Welt.

Eines Tages machte er die Bekanntschaft mit dem Köhler-Broußl, der in der Umgebung seine Meiler errichtete. In den Meilern verwandelten sich die regelmäßig aufgeschichteten Holzstapel durch Erhitzen unter verminderter Luftzufuhr in Holzkohle. Der Köhler Broußl wurde zu seinem guten Freund und er war es, der in ihm das Interesse für die Vögel erst so richtig weckte und der ihn mit den verschiedenen Vogelstimmen vertraut machte. Franz Starauschek besaß die einmalige Gabe, die Vogelstimmen – das Singen, Pfeifen, Flöten, Rufen, Schreien, Schimpfen, Warnen, Zwitschern, Tirilieren – so echt nachzuahmen, dass man sich in Wald, Flur oder Garten versetzt glaubte.

Franz Starauschek begann dann auch bald, seine Eindrücke zu Papier zu bringen, Verse zu machen, Gedichte und Aufsätze zu schreiben. Er war aber auch ein großartiger Vortragskünstler. Als Mitte der Zwanzigerjahre seine Dichtkunst eine eigene Form annahm, beeindruckte er mit seinen Vogeleyen und –romanen sowie mit seinen ernsten und heiteren Gedichten seine Mitmenschen sehr. Vor allem seine Mundartgedichte waren es, mit denen er sich in die Herzen seiner Landsleute schrieb und plauderte. Es gelang ihm besonders gut, das Tun und Gehabe der Vögel mit treffenden Worten in egerländer Mundart verständlich zu machen. Er verfasste auch andere Mundartgedichte. „Kraft und Kern liegt in unnara Spräuch“ sagte er einmal. Dies merkt man in seinen Gedichten „Wöi ma eghalandrisch ria(d)n koa“ und „Woi ma eghalandrisch gäh(n koa“. Starauschek ist ein Hüter unseres großen und schönen egerländer Sprachschatzes. Er verstand es außerdem, in einer einmaligen humorvollen und nicht verletzenden Weise eine gewisse Ähnlichkeit zwischen ihm bekannten Personen und den Vögeln herzustellen. Er sah bestimmtes Verhalten der Menschen im täglichen Leben im Verhalten der Vögel wieder. Manches, was den Egerländern zu eigen war, übertrug er auf die Vogelwelt. Das wird z.B. in seinem Epos „Die Vogelhochzeit“ deutlich. Starauschek schreibt dazu in seiner Einleitung: „Eine Egerländer Bauernhochzeit steht wohl unvergleichlich da in allem, was ihren Teilnehmern geboten wird. Man glaube aber

nicht, dass ein Vogelpärchen den Bund fürs Leben ohne jede Feier einginge. Im Gegenteil ! Unerschöpflich ist bei einer Vogelhochzeit die Auswahl an Speise und Trank und schwungvollen Reden und ländlichen Tänzen folgen Ergötzungen aller Art.“

Starauschek betätigte sich auch als Mundartforscher. Einen Teil seiner volkskundlichen Aufsätze druckte die Egerer Zeitung ab. Insgesamt verfasste er über siebzig Gedichte und Schriften. Stellvertretend für alle möchte ich nur „s’Finkennestl“ und „s’Kuckucksäial“ nennen.

Franz Starauschek schrieb auch für den Kalender des Bundes der Deutschen in Böhmen und war Mitarbeiter der vom Prager Akademikerverband herausgegebenen Werke „Deutscher Humor“. Sein Wirken und Dichten wurde allseits anerkannt. Er hielt viel Vorträge bei den Egerländern Gmoin und anderen Vereinen und er veröffentlichte in Zeitungen und Zeitschriften.

Er beschäftigte sich auch mit klassischer Musik und war Verfasser einer Schulchronik sowie einer Gemeindechronik des an Romantik reichen Städtchens Wildstein. Auch nach der Vertreibung hielt er Vorträge und veröffentlichte in vielen Heimatblättern, in Kalendern und im „Egerländer“.

Starauschek war Mitbegründer der Egerländer Gmoin z Wiesbaden. Wegen seiner großen Verdienste wurde er zum Ehrenmitglied ernannt und mit dem Bundesehrenzeichen ausgezeichnet. Auch dem „Egerer Landtag“ war er sehr verbunden. Eine besondere Ehrung wurde ihm zuteil, als er 1983 in die „Dichterstein-Anlage Offenhausen“ in Österreich aufgenommen wurde.

Starauscheks Werke stellen insgesamt ein naturbezogenes und vogelkundliches Denkmal dar. Sie sind aber auch ein Denkmal von großem sprachgeschichtlichen Wert. In unserer Egerländer Mundartdichtung findet man nichts Vergleichbares.

Warum Franz Starauschek so tief in die Seele der Natur eindrang, sagt er u.a. in einem seiner ersten Gedichte „Ma(n schäinsts Platzl“, das an seine Hüterzeit auf der Waldwiese erinnert. Mit dem Abdruck der ersten drei und der letzten Strophe dieses Gedichtes möchte ich meinen Beitrag schließen.

Ho(b ghätt a schäi(n)s Platzerl, s’woa(r mittn in Wold,
Oa(n dös denk i gea(r)n, wir-i aa nuh sua olt.
Am Höllhau is gwest und als Bou howe möin
An Scheck u an Schimml u s’Kaiwal durt höi(t)n.

Durt woa(r)s holt sua lausche, sua friedle u schäi(n),
Wüll zfri(e)d(n) ich re(ch)t sa(n), brauche durthi(n) no gäih(n).
U woa(r)s aa vasteckt gänz dös Fleckerl Ear(d)n,
wöißt neat glei(ch a zweits, dös i aa häit sua gea(r)n.-

Sia(h deitle vua(r) mia(r) nuh, wöi schäi(n) woa(r) dös Bild,
Wenn newa mein Köian mit grost häut as Wild;
Es häut se ma(n) Vöich mit dean Hirschlan vatrogn
Vül bessa als d’Leit, döi no raffm u klogn.

Wuhl san scho(n) vül Gäuha dasiata vabei,
Doch bin i mein Hoimatwold völla nu trei,
Denk gear(r)n oa(n) dös Platzlerl, ma(n) Vöichzeich dazou,
Waa(r) heint nuh am löibstn a Woldhöitabou.